



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Horn, Ewald: Die Überfüllung der Universitätslaufbahn

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

als einen verantwortungsvollen Vorzug und nicht als ein Nachtschlaf betrachten. Mit den unbrauchbaren Existenzen werden sie wenig Mitleid haben. Solche in die Welt zu setzen, ist abscheulich, und Leute, die so entartet sind, daß sie nur entartete Kinder erzeugen können, werden nur geduldet werden, vorausgesetzt, daß sie sich nicht vermehren, sonst wird man sie töten. Ebenso wird man schwere Verbrecher töten, wenn sie unheilbar sind, eine Frage, über die die Wissenschaft künftig sehr viel sicherere Auskunft wird geben können als heutzutage. Überhaupt werden die neuen Menschen den Mut haben zu töten; scheint ein Mensch dauernd ungeeignet, in einem geordneten Weltstaate in Freiheit zu leben, so ist es besser, ihn mit einem Opium zu beseitigen als ihn etwa einzusperrern. Selbstmord der Unbrauchbaren wird eher als Pflicht denn als Verbrechen gelten. In der Tat, der Humanitätsduselei darf man Wells nicht bezichtigen!



## Die Überfüllung der Universitätslaufbahn

Von Ewald Horn



Im Anschluß an den ersten deutschen Hochschullehrertag zu Salzburg im September 1907 hat Franz Eulenburg eine Schrift herausgegeben „Über die Lage und die Aufgaben der Extraordinarien und Privatdozenten“, in der eine Menge Hochschulfragen angeschnitten und zu weiterer Diskussion gestellt werden. Ich will das Grundproblem herausheben: Ist die Universitätslaufbahn tatsächlich überfüllt, und besteht eine Notlage des sogenannten „akademischen Nachwuchses“?

Am 1. Juli 1907 sollen auf sämtlichen deutschen und österreichischen Universitäten vorhanden gewesen sein: 3860 Lehrer, von denen nur 1437 Ordinarien waren. Diesen standen also 2423 andre teils halboffizielle, teils inoffizielle oder freie und unbefoldete Lehrer gegenüber, unter denen sich neben wenigen Honorarprofessoren und Lektoren 2186 Extraordinarien und Privatdozenten (862 + 1324) befanden. Für Preußen insbesondre stellt sich das Verhältnis der Ordinarien zu den Extraordinarien und Privatdozenten wie 100 zu 161. Hiernach scheint es allerdings, als ob die akademische Laufbahn überfüllt sei. Dies zugegeben, so wäre der naheliegende Schluß der: Es ist nach Mitteln zu suchen, solcher Überfüllung als einem Mißstande zu steuern. Eulenburg verfährt anders: er sucht nach einer Erklärung und auch nach einer Rechtfertigung der vorhandnen Überzahl der Extraordinarien und der Privatdozenten. Wir wollen die Überfüllung, die Erklärung und die Rechtfertigung nachprüfen.

Zunächst ist zu bemerken, daß die theologische und die juristische Fakultät an dieser Überfüllung nicht beteiligt sind; hier könnte sogar eher von einem Mangel an akademischem Nachwuchs gesprochen werden. Und in den historisch-philologischen Fächern scheint das Vorhandensein vieler Extraordinarien und Privatdozenten neben den zahlreichen Ordinarien nichts bedenkliches zu haben. Der präkäre Überfluß liegt durchaus auf seiten der Mediziner und Naturwissenschaftler, d. h. da die Medizin, soweit sie Wissenschaft ist, eben auch zu den Naturwissenschaften gehört, auf seiten der sogenannten exakten Fächer oder empirischen Wissenschaften. Dies ist merkwürdig. Betrachten wir nun aber mit Eulenburg die Ursachen, so wird sich die Besorgnis einer Überfüllung der akademischen Laufbahn, d. h. der Anwärtertschaft für Ordinariate wesentlich mindern. In der medizinischen Fakultät zum Beispiel wird die Habilitation vielfach nur nachgesucht zur Erhöhung des ärztlichen Renommées, d. h. zur Erlangung einer einträglichern ärztlichen Praxis, wobei also der Lebensberuf ganz außerhalb der Universität liegt, die akademische Stellung nur als ein Decorum anzusehen ist.

Auch die liebe Eitelkeit spielt eine Rolle: ein akademischer Dozent nimmt, wenn ihm seine Mittel sonst ein gesellschaftliches Auftreten gestatten, eine bevorzugte Stellung in der Geldaristokratie ein. „Wir sind eben reicher geworden, und ein gut Teil der Söhne und Enkel kann es sich leisten, »brotlose Wissenschaft« zu treiben.“ Der starke Anteil der jüdischen Mitbürger an dem akademischen Nachwuchs möchte wohl hierauf zurückzuführen sein. Alle diese Leute sind zufrieden, wenn sie das Prädikat „Professor“ erreicht haben, gehören demnach nicht zum akademischen Nachwuchs, und die Universität besteht sicher auch ohne ihre „Mitarbeit“. Es gehören ferner nicht dazu — wenn auch im übrigen ihre Tätigkeit an der Universität ganz nützlich werden mag — die Personen, die schon anderweitig beamtet sind, wie Bibliothekare und Oberlehrer, Pfarrer und Richter, Verwaltungsbeamte, Krankenhaus- und Museumsdirektoren usw. Eulenburg erwähnt noch eine weitere nicht mit in Anschlag zu bringende Gruppe, nämlich die der „freien Lehrer“, die sich weder ihrer Persönlichkeit nach noch rücksichtlich des erwählten Forschungsgebiets oder der von ihnen gepflegten wissenschaftlichen Richtung zum Ordinariat eignen, auch kaum darauf aspirieren, die aber den Drang zum Lehren in sich fühlen und bisweilen im einzelnen mehr zu verkaufen haben als manche ihrer Fachkollegen unter den Ordinarien. Sie sind damit zufrieden, nur eine Stätte freier Wirksamkeit zu haben, und bleiben ganz gern außerhalb der „Zunft“. Die Anzahl dieser freien Lehrer mag nicht groß sein, auch ist es mit ihrer Lehrfreiheit nicht ideal bestellt, wie Eugen Dühring hat erfahren müssen. Streicht man alle diese verschiedenen Klassen von Extraordinarien und Privatdozenten, so glaube ich nicht, daß der verbleibende Rest „regulärer Dozenten“, die die akademische Laufbahn wirklich verfolgen, die Anzahl der Ordinarien sehr stark übertreffen wird. Und wenn hier wirklich noch einiges Gedränge, besonders im medizinisch-naturwissenschaftlichen Felde herrschen

solle, so werden wir bei weiterer Umschau finden, daß da Ursachen mitwirken, die durchaus vermeidbar sind.

Bekannt ist, daß sich der Betrieb der exakten Wissenschaften heute fast ausschließlich in Instituten, Laboratorien und Kliniken abspielt, die vom Staate neuerdings mit einem sehr bedeutenden Aufwand von Mitteln errichtet worden sind und unterhalten werden. Der Ordinarius nun, der an der Spitze eines solchen Instituts steht, ist gar nicht imstande, Unterricht und Aufsicht allein zu besorgen, er bedarf dazu gelehrter Gehilfen. Die Folge davon ist eine große Liberalität der Fakultäten in der Zulassung zur Habilitation. „Vor allen an den großen Universitäten, schreibt Eulenburg, sind dadurch ganz ungesunde Verhältnisse eingerissen. In Berlin gibt es 150, in München und Leipzig etwa je 50 Privatdozenten und Extraordinarien der medizinischen Fakultät. In Wien liegen die Verhältnisse am schlimmsten; hier beläuft sich ihre Zahl gar auf 190.“ „Der Ordinarius erleichtert die Habilitation seiner Assistenten oder Oberärzte, und die Kollegen wenden nichts dagegen ein. Es geschieht das vorwiegend, um tüchtigen Assistenten auf diese Weise eine äußere Anerkennung und einen besondern Anreiz statt des recht geringen Assistentengehalts zu gewähren und ihn dadurch länger an das Institut zu fesseln. Es sind so an einigen Stellen wahre Dozentenherde entstanden, ohne daß damit gerade die besondere Fähigkeit der Habilitierten erwiesen wäre. So finden wir in Deutschland 425 Extraordinarien und Privatdozenten der Naturwissenschaft neben 241 Ordinarien. Daraus kann man schließen: Die akademische Anwärterenschaft würde ohne dieses etwas egoistische Interesse der Ordinarien geringer sein — eine durchaus vermeidliche Ursache der Überfüllung. Aber wie kommt es denn, daß sich so viele gewinnen lassen und beim Institut oder an der Universität hängen bleiben?

Ich erinnere an den alten Spruch: *Extra academiam non est vita; si est vita, non est ita.* Die akademische Freiheit und Unabhängigkeit ist anfänglich ein *dolce far niente*. Aus diesem Stadium gelangt mancher „Student“ überhaupt nicht heraus, er bummelt und verbummelt. Die Mehrzahl der Studierenden sind Brotstudenten, denen aber das Brot nur winkt, wenn sie sich zusammenraffen und auf das Examenziel lossteuern: sie stellen kaum Mannschaft für den akademischen Nachwuchs. Befangen aber bleiben weiterhin in der akademischen Freiheit die Studenten, die sich an die Wissenschaft gewöhnen. Und hier spielt die angeblich vornehmste Aufgabe der Universitäten, Stätten wissenschaftlicher Forschung zu sein, ihre Rolle.

Eulenburg findet einen objektiven Grund für die unverhältnismäßige Zunahme der inoffiziellen „Lehrkräfte“ in der Erweiterung des Stoffgebiets des Universitätsunterrichts, in der fortschreitenden Spezialisierung der Wissenschaften, in der Tatsache, daß immer weitere Gebiete des Lebens einer wissenschaftlichen Behandlung fähig werden und dadurch in den Kreis der Universitätsdisziplinen eintreten. Indem ich die Richtigkeit dieses Schlusses beiläufig

bezweifle, will ich nur die Frage aufwerfen: Wer sind denn die Erweiterer des Stoffgebiets, die Urheber der fortschreitenden Spezialisierung? Wer schafft denn alle die Teildisziplinen, die sich als Unterrichtsfächer wichtig machen wollen und nach Studenten, Prüfungen und Ordinariaten schmachten? Von selber wächst doch die Wissenschaft nicht wie etwa die Entengröße in dem Teiche unter meinem Fenster. Sind es nun nicht gerade die vom Lehren des Hauptfachs ausgeschlossenen Extraordinarien und Privatdozenten, die sich auf Spezialgebiete werfen und dabei beharren müssen? Nicht gibt es also, so möchte ich schließen, ein Übermaß inoffizieller „Lehrkräfte“ in der medizinischen und in der philosophischen Fakultät, weil die Wissenschaften so sehr spezialisiert worden sind, sondern die Spezialisierung, die Stoffvermehrung ist eine Folge des Vorhandenseins so vieler wissenschaftlichen Arbeiter. Damit ist aber noch gar nicht bewiesen, daß alle diese specialia auf Universitäten getrieben, d. h. erforscht und auch gelehrt werden müßten.

In der Tat: unsere neuzeitlichen Universitätseinrichtungen machen die Wissenschafterei recht bequem und fordern dazu heraus, besonders in den medizinisch-naturwissenschaftlichen Instituten; hier finden wir ja auch die meisten der von Eulenburg berechneten, den akademischen Nachwuchs auffüllenden „Lehrkräfte“. Mir will aber scheinen, daß dabei vor allem nicht der pädagogische Trieb wirkt, nicht die Lust zu lehren, die erst entsteht, wenn man etwas weiß und andern mitzuteilen hat, sondern die Gewöhnung an das Leben in Laboratorien, Sammlungen, Kliniken, wo es immer einmal etwas Neues und Unterhaltbares gibt, wo ein Arbeiten à son aise in akademischer Freiheit und auf Staatskosten seinen Reiz ausübt. Kurzum habituelle Wissenschafterei und Empiromanie sind es, die den mikrologischen Großbetrieb unserer Universitäten ausmachen, einen Großbetrieb, der zum Selbstzweck geworden ist und ein Heer von Forschern und Pfuschern beschäftigt.

Daß die Theologie und die Jurisprudenz an dieser Zersplitterung der Universitätswissenschaften (ich lege Wert auf eine Begrenzung dieses Begriffs) nicht beteiligt sind, ist schon bemerkt worden. Es sind das eben wesentlich praktische Fächer, die positives Wissen geben wollen, also der eigentlichen wissenschaftlichen Forschung, die ja nach nunmehr hundertjähriger Annahme die Hauptaufgabe der Universitäten sein soll, kein Versuchsfeld freier Betätigung darbieten. Hier liegt die Möglichkeit und — da ihre Adepten rein praktische Ziele im Auge haben — auch die Geneigtheit zum Ausschachten der Wissenschaft in allerhand Teildisziplinen nicht vor und darum auch keine Überfülle des akademischen Nachwuchses. Mit den Naturwissenschaften und der Historie ist es anders: sie gehn in Raum und Zeit ein, die beide unbegrenzt sind. Hier wuchern die Wissenschaften, hier hypertrophieren die Universitäten an Wissensuchern, hier herrscht die Polypragmosyne, deren Kostspieligkeit in den exakten Fächern in einem umgekehrten Verhältnis zum nützlichen Effekt steht.

Eine Überfüllung der akademischen Laufbahn liegt also im allgemeinen nicht vor; vorhanden mag sein eine Überfülle unbeförderter Dozenten besonders im medizinisch-naturwissenschaftlichen Fach, wofür aber die Ursachen rein äußerliche, nicht zwingende sind: „Die faktische Auslese vollzieht sich in weit kleinerem Kreise, als die absoluten Zahlen vermuten lassen.“ Jene wirkenden Ursachen könnten also beseitigt werden, wenn, wie es in einem Falkschen Runderlaß vom 24. April 1875 heißt, „die Zulassung zur Habilitation überhaupt nur demjenigen zu gewähren ist, von dem mit einiger Sicherheit erwartet werden darf, daß es ihm gelingen werde, sich durch seine Leistungen als Lehrer und Schriftsteller die Professur zu erwerben“. Will man das nicht, sondern liberaler verfahren, die ganzen kaum ein Jahrhundert alten Habilitierungsformalitäten fallen lassen, die ehemaligen Doktorenrechte einfach restituieren, so muß man sich nach den Endursachen umsehen und den Zweck der Universitäten einer Prüfung unterziehen. Dies tut nun Eulenburg, indem er mit dem Begriffe einer *universitas litterarum* operiert. Seine Erklärung der Überfülle an akademischen Dozenten hat nicht ihre Notwendigkeit nachgewiesen. Diese Notwendigkeit könnte nur final bestimmt und die Überfülle damit gerechtfertigt werden. Wir wollen uns also noch der Betrachtung dieses Zweckes zuwenden.

Es leuchtet ein, daß, wenn die Überfülle akademischer Dozenten unmöglich durch Verleihung von Ordinariaten gesättigt werden kann, und man sich nicht dazu entschließen mag, die *venia docendi* nur auf Zeit zu erteilen, wenn man also jedem, der *praestanda* taliter qualiter prästiert hat, ein akademisches Katheder auf Lebenszeit zur Verfügung stellt, darin die Anerkennung einer gewissen Bedeutung dieser inoffiziellen „Lehrkräfte“ für den Universitätszweck gefunden werden kann. Freilich bin ich weit davon entfernt, zu glauben, daß sich die maßgebenden Stellen darüber sonderlich den Kopf warm machen: das *laissez faire, laissez aller* ist ein beruhigender Grundsatz, und der unantastbare Glaube an die akademische Freiheit salviert alle Gewissen. Es ist also gewissermaßen eine *constructio post eventum*, wenn Eulenburg diesen nicht eigentlich beamteten Lehrern eine „innere Bedeutung“ zuspricht und neben die offizielle Universität eine inoffizielle hinstellt. Die offizielle besteht aus den für die staatliche Lehranstalt notwendigen Lehrkräften, insonderheit den Ordinarien, bei denen es „vor allem auf die Pflege gesicherten Wissens ankommt, das den künftigen Geistlichen, Ärzten, Beamten und Richtern, Oberlehrern u. a. überliefert werden muß“. Es leuchtet ein, daß diesen Ordinarien der Löwenanteil am Unterricht, d. h. alle Hauptvorlesungen, und da diese auch noch von den Studenten honoriert werden, auch am Honorar zufallen muß; denn diese Hauptvorlesungen werden für die Staatsexamina als obligatorisch angesehen. Demnach bleibt für die inoffizielle Universität als Lehranstalt nichts Notwendiges, wenn auch mancherlei Kurioses und Nützliches zu lehren übrig. Die Frage ist nur, ob der Staat für diesen Luxus zu sorgen

habe, oder ob man mit Julius Baumann freien Universitäten diese freiere Aufgabe überlassen solle. Ist die Liebe zu den Wissenschaften um ihrer selbst willen wirklich so groß im Volke, so würden sie ja wohl bestehn können, während es bei den Staatsuniversitäten das Brotstudium bleibt, „was heute doch vor allem die Universitäten am Leben erhält“.

Aber Gulenburg lehnt solche Trennung ab; er sagt: „Die Universität trägt ihren Namen nicht mit Unrecht: sie wird als *universitas litterarum* auf eine vollständige Vertretung der Vorlesungen [Wissenschaften] sehen müssen.“ Hierfür sollen nun die vielen Extraordinarien und Privatdozenten zur Hand sein, und hierin soll nun ihre „innere Bedeutung“ liegen, wie sie auch einen tatsächlichen Ausdruck findet. Nämlich aus den Vorlesungsverzeichnissen berechnet Gulenburg, daß „über zwei Fünftel der gesamten Vorlesungstätigkeit heute bereits bei den außerordentlichen Lehrkräften liegt“. Hier jedoch ist der Einwand zu erheben, daß die Vorlesungsverzeichnisse nur die angekündigten, nicht die wirklich gehaltenen Vorlesungen angeben. Das Maß jener „inneren Bedeutung“ der Lehrtätigkeit der Extraordinarien und der Privatdozenten könnte nur aus den Quästurlisten gewonnen werden und würde sich da wahrscheinlich ziemlich niedrig stellen.

Daß von den vielen Extraordinarien und Privatdozenten, die ja in Preußen 161 Prozent der Ordinarien ausmachen, viele Vorlesungen angezeigt werden, ist selbstverständlich; zu verwundern wäre höchstens, daß sie bloß 40 Prozent und nicht 60 Prozent, wie es ihrer Zahl entspräche, bestreiten. In einer Nachweisung der wirklich gehaltenen Vorlesungen und der Zuhörerzahl wird ihre Bedeutung für den Unterricht aber wohl noch bedeutend sinken und fast geringfügig erscheinen, wenn der für zukünftige Theologen, Juristen, Ärzte und Oberlehrer wirklich notwendige Unterricht, in Wochenstunden angebbar, der Berechnung zugrunde gelegt würde. Ich kann hiernach die Richtigkeit des Satzes nicht zugeben, daß ohne diese „Lehrtätigkeit“ der Extraordinarien und der Privatdozenten der Unterricht nicht nur empfindliche Lücken aufweisen, sondern auch die *universitas litterarum* sehr stark vermiffen lassen würde. Das zweite Argument ist meines Erachtens belanglos. Das Grundgebrechen unsrer Universitäten liegt, wie schon de Lagarde in seiner kernigen Weise gezeigt hat, darin, daß sie kein Ethos und darum keinen Charakter haben, sondern ein Mittel Ding sind zwischen Schule und Universität. jene doppelirtümliche und unhistorische Annahme, daß sie erstens vor allem Stätten wissenschaftlicher Forschung sein und zweitens die Gesamtheit der Wissenschaften umfassen müßten, läßt den Begriff der Universität ins Wagne zerfließen, verliert ihren positiven Zweck ganz aus dem Auge. Die Folge ist der wissenschaftliche Großbetrieb, der aber keine entsprechende Rente abwirft, ist weiter die ungeheure Überschätzung der sogenannten „akademischen“ Bildung, nach der jetzt auch die Weiblein, die Volksschullehrer, ja selbst die Arbeiter verlangen, gleich als wenn höhere Bildung überhaupt nur auf Universitäten

zu finden sei und auch immer von da mitgebracht würde, während doch die Geschichte der Wissenschaften lehrt, daß ihr Fortschritt zu keiner Zeit und in keinem Lande an Universitäten und an eine so oder anders geartete Verfassung geknüpft gewesen ist. So wachsen die Universitäten zu unförmlichen, unübersichtlichen Gebilden heran, in denen sich Heerscharen von Studenten und den gar nicht dahingehörigen sogenannten „Hörern“ tummeln, gleich als müßte die ganze Nation durch die Tore der Universitäten passieren. Und aus der Masse dieser falsch dirigierten Bildungsbedürftigen erwächst dann auf dem freien, unbegrenzten Felde der *universitas litterarum* jenes Gewimmel von Extraordinarien und Privatdozenten usw., eine akademische Ritterschaft, deren Panier freie Wissenschaft und freie Forschung, den Dienst an der Wissenschaft um ihrer selbst willen erheischt, als ob solcher Dienst nur ausgeübt werden könne innerhalb des Universitätsbannes und wegen des Anspruchs der *universitas litterarum* auch ausgeübt werden müsse, gleichwie auch nur die Uniformierten des stehenden Heeres zum Waffendienst berufen sind und Franktireurs suspendiert werden.

Aber die Tatsachen lehren, daß kein Bedarf an diesen vielen inoffiziellen „Lehrkräften“, wie sie unzutreffenderweise geheißen sind, vorhanden ist. Ihr Notstand, wenn von einem solchen die Rede sein soll, beruht gerade darauf, daß sie als Lehrer so wenig Beschäftigung haben. Darum nun wird eine Änderung der Verhältnisse erstrebt, eine Erweiterung des Universitätsrahmens; es gilt, der inoffiziellen Universität Aufgaben zuzuweisen, die ihr Dasein rechtfertigen und lohnende Beschäftigung versprechen sollen. Das ist der wahre Sinn der Eulenburgschen Deduktion, daß „der Grenznutzen der Extraordinarien und der Privatdozenten dauernd gestiegen“ sei.

Was denkt man sich nun als besondere Aufgabe dieser inoffiziellen „Lehrkräfte“, wenn die eigentlichen Fachvorträge den offiziellen vorbehalten bleiben? Zunächst einmal Einleitungs- und Übersichtscollegs, also enzyklopädische Vorlesungen, wie sie noch im achtzehnten Jahrhundert Mode waren, wie sie auch Schleiermacher noch für Berlin wünschte. Freilich könnte und sollte solche Vorträge nur der Meister halten, nicht der Anfänger. Sodann sollen sie sich einrichten auf die Bedürfnisse der zahlreichen Hörschaft der Immaturi, vor allem der Volksschullehrer und der Frauen. Jene machen energische Anstrengungen, die Zulassung zur Universität zu erringen, und diese werden nach Reformierung der Mädchenschulen noch mehr als bisher an dem akademischen Romment Gefallen finden und natürlich auch zur Habilitation fortschreiten. Endlich sollen jene inoffiziellen „Lehrkräfte“ für Fortbildungskurse und Volkshochschulkurse Verwendung finden. Schön! Ich frage nur, was hat die Universität als solche mit diesen Dingen zu tun? Man scheint gar nicht mehr daran zu denken, wozu die Universitäten eigentlich dasind, wenn man behaupten kann: „Die Universitäten müssen diese Aufgaben miterfüllen, wenn sie neben den Polytechniken . . . ihre Stellung behaupten wollen.“ Darauf

kommt gar nichts an, daß die Universitäten ihre Stellung neben den Polytechniken behaupten; denn sie sind nicht um ihrer selbst willen da, man besinne sich nur darauf, weshalb der Staat zum Beispiel die Universitäten Halle, Berlin und Bonn errichtet hat. Sie haben ihre bestimmten Aufgaben und damit ihre bestimmte Stellung im staatlichen Organismus. Andern Bedürfnissen mögen Staat und Gesellschaft durch andre Einrichtungen genügen; aber das Monopol auf ein studium generale wie im Mittelalter haben die Universitäten nicht mehr, können sie nicht mehr haben. „Bildung zum Beruf durch Wissenschaft“ nennt Ziegler ihre Aufgabe. Es dürfte nötig werden, daß die Regierungen dieses Ziel etwas schärfer im Auge behalten und sich nicht durch den Schein von Größe blenden lassen.



## Aus dem Erdbebenbezirk Unteritaliens

Von Dr. med. Max Reihlen in Stuttgart



um von Neapel nach Sizilien zu fahren, benützt der Durchschnittsreisende das Dampfschiff, oder wer ausnahmsweise mit der Bahn fährt, durchrast die Strecke bis zur Überfahrtstation nach Messina, dem heute vielgenannte Reggio di Calabria, bei Nacht, weil die Bahn bei Tage nur von einem Zug, einem wirklichen Bummelzug, befahren wird. Deshalb ist auch die Küste Kalabriens — von dem schwerzugänglichen gebirgigen Innern ganz zu schweigen — eine der am wenigsten bekannten Gegenden Italiens, obgleich sie zu seinen schönsten, zum mindesten zu seinen interessantesten gehört. Wer freilich in Italien nur Kunst und Altertümer sucht, wird zwischen Pästum und Reggio nicht auf seine Rechnung kommen.

So unbedeutend wie die heutigen kalabrischen Küstenstädtchen waren offenbar schon ihre Vorgänger, die griechischen Kolonien am Tyrrhenischen Meer; wenigstens konnten sie sich mit den am Meerbusen von Tarent gelegnen Großstädten des alten Großgriechenlands weder an Zahl noch an Bedeutung irgendwie messen. Auf der ganzen Strecke von Pästum bis an die Meerenge von Messina trifft man keinen Stadt-, Berg- oder Flußnamen, der eine Spur in der Geschichte zurückgelassen hätte.

Nur zweimal hat ein Ereignis, das sich dort zugetragen hat, einen Augenblick die Aufmerksamkeit Europas auf jene weltvergessene Gegend gelenkt.

Bei der Fahrt durch Pizzo erinnert sich vielleicht der eine oder andre, daß hier vor nächstem hundert Jahren Murat, von Napoleons Gnaden einst König von Neapel, den abenteuerlichen Versuch, sein Reich durch einen Handstreich wieder zu erlangen, gewagt und mit dem Tode durch Pulver und Blei bezahlt hat.

Aber wer denkt beim Hinwegfahren über eines jener breiten, brückenüberspannten Geröllfelder daran, daß dies das Bett des Savutoflusses sei, in dessen Fluten eine Familientragödie im Hause Hohenstaufen ihr Ende fand. Im Jahre 1242 erkrank hier der gekrönte deutsche König Heinrich der Siebente, der älteste Sohn Kaiser Friedrichs des Zweiten; er hatte seinem